№. 44. Schlesische 1841.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 28. October.

Nütze die Zeit des schnell enteilenden Lebens,
Wie der Pflüger den Tag, wann er die Felder bestellt;
Denn, wie vermagst Du zu ernten, wofern Du die günstige Saatzeit
Müßig und arbeitslos unter Getändel verträumst?

Die Greise,

eine Familien-Scene.

In Schottland saß an einem Abend
Nach einem Tage drückend heiß,
Sich an den kühlen Lüften labend
Vor seiner Thür ein matter Greis.

Ein Wandrer fand den alten weinend,
Fragt ihn nach seiner Thränen Grund
Und hört wie wunderbar auch scheinend
Der eigne Vater schlug ihn wund.

Der Wandrer sich darob entsetzend
Trat in die Hütte neben an
Und findet seinen Knittel wetzend,
Dort einen noch viel ältern Mann.

Sich vor dem greisen Vater neigend,
Der ausgetheilt so herben Lohn
Fragt er ihn auf den draußen zeigend,
Verdient die Schläge auch dein Sohn?

Der Alte konnte kaum mehr lallen
Doch stottert er mit ein'ger Kraft:
Den Großpapa ließ er mir fallen,
Ist das nicht dumm und tölpelhaft?

Die Deserteure.

Es war im November des Jahres 1761. Die Oestreicher unter Marschall Daun waren von Dresden nach den Höhen von Siptitz und der Stadt Torgau, einer bisher für unüberwindlich gehaltenen Stellung, marschirt; Friedrich, der große preußische Monarch, hatte seine geschlagenen Streitkräfte versammelt, gleichsam als habe das Unglück seine Sinne verwirrt, um sein Schicksal dem Zufall einer einzigen Schlacht zu überlassen. Fünf Jahre des schrecklichen Kampfes, der unter dem Namen „des siebenjährigen Krieges" bekannt geworden ist, waren verflossen; und obgleich er noch an der Spitze einer Armee im Felde stand, so schien es doch, als könne er der fürchterlichen Allianz, die sich gegen ihn erhob, nicht länger widerstehen. Oestreich und Rußland, Frankreich und Schweden, so wie das halbe deutsche Reich waren zu seinem Sturz verbündet, mit der Festigkeit persönlichen Hasses und Neides und politischen Interesses. Die alten europäischen Fürstenhäuser betrachteten ihn nur als einen königlichen Emporkömmling, und ihre vereinigten Machinationen hatten ihn so weit heruntergebracht, daß er bei sich überlegte, ob er seinem unglücklichen und ruhmberaubten Leben ein Ende machen, oder noch einen letzten Kampf mit seinen triumphirenden Feinden wagen sollte.

Sein Glück war wirklich im Abnehmen. Sogar die Hauptstadt Berlin war in den Händen der Feinde. Damals schrieb er seinem Freunde, dem Marquis d'Argues, die beiden schwermuthsvollen, schönen Verse:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus despoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir.

Man war in der ganzen preußischen Armee, von den höchsten Staabsoffizieren bis zum Gemeinen, gespannt, was der König beabsichtigte, indem er sein Heer einem siegestrunkenen, und durch seine Stellung fürchterlichen Feinde gegenüber in Schlachtordnung aufstellte. Der gemeine Soldat, den manche Große der Erde nur als Schlachtvieh betrachten, besitzt doch Naturanlagen und Gefühl. Er erörtert bei sich die Geschicklichkeit und die Pläne des Führers, dessen Klugheit und Gewandtheit sein Leben anvertraut ist, und hier hatten die vielen Unglücksfälle, welche den Preußenkönig an den Rand des Verderbens gebracht hatten, nicht nur den Wunderglauben an Sieg, der einem General am Vorabend einer Schlacht so nothwendig ist, geraubt, sondern auch das Vertrauen der Soldaten auf des Königs Glück, ja sogar auf seinen Verstand erschüttert.

Unter diesen mißvergnügten und finstern Soldaten, die bei Torgau unter dem traurigen Herannahen des Winters und den noch trüberen Aussichten ihres eignen Looses im Lager standen, welche sich bei der passiven Geduld, welche Gewohnheit, Erziehung und Nothwendigkeit den meisten Menschen verleihen, für verloren hielten, und das Ende ihrer Leiden in dem ungleichen morgenden Kampfe, wenn ihr verzweifelter Anführer darauf bestand, herbei sehnten, dachten Einige an ihre fernen Hütten, ihre bejahrten Eltern, deren einzige Stütze sie waren, an die jetzt von Hunger und Krieg verwüsteten Aecker, und zweifelten schier an einer gütigen Vorsehung, während sie über die Unbarmherzigkeit nachdachten, mit der man sie wie die Thiere zur Schlachtbank trieb, um der Weiberrache der Kaiserin Elisa-

beth und der stolzen Maria Theresia, oder dem Ehrgeiz und der Eifersucht einiger Wenigen zu genügen, auf deren Wink die Dämonen des Krieges losgelassen waren, um Millionen armer, wehrloser Geschöpfe zu vertilgen.

Diese Gedanken aber, welche sich unwillkührlich in der Brust der Soldaten regten, als sich die verschiedenen Anzeichen des bevorstehenden Zusammentreffens kund gaben, blieben in ihnen verschlossen, und wurden sogar als verbrecherisch verbannt.

„Was fällt denn dem alten Fritz ein?“ sagte Karl Schulz, ein alter Soldat, der den ganzen Krieg mitgemacht hatte, der aber jetzt glaubte, es sei Alles umsonst.

„Einfallen?“ — wiederholte Adolph Arndt, einer seiner Kameraden — „er ist verrückt.“

„Das glaub' ich auch“ — sagte Karl — „der alte Junge ist toll, das hab' ich auch schon von Anderen sagen hören, die es besser wissen müssen, als wir.“

„Ich scheere mich um den Tod nicht mehr als ein Anderer“ — sagte Adolph — „aber Donner und Wetter, man will doch gerne eine Möglichkeit vor sich sehen. Hier ists aber so gut wie gewiß, daß wir alle in Stücke gehauen werden; von der ganzen Armee wird keine Trommel übrig bleiben.“

„Ach!“ sagte Karl — „denkst Du noch an unser kleines allerliebstes Rathenau?“

„Was werde ich nicht“ — entgegnete Adolph — „Deine und meine Hütte an der Havel, und der Fruchtgarten zwischen ihnen und die schönen Felder, die wir gemeinsam zu bebauen pflegten. Wann hast Du zuletzt Nachricht von Deiner Frau gehabt?“

„Seit einem Jahre nicht, und damals war sie, nach dem Tode meiner Tochter, sehr krank. Das liebe Kind! vierzehn Jahre alt — als ich ihren Mund küßte, und ihr die Thränen von den Backen wischte, dachte ich nicht, daß — daß —“

„Ah bah!“ — sagte Adolph — „an so etwas müssen wir nicht denken. Du weißt, meine arme Frau ist todt, und hat mir ein ganzes Nest Kinder im Hause gelassen. — Eins von ihnen habe ich selbst noch nicht gesehen, es kam zur Welt gerade als wir fortmarschirt waren, und meine arme Karoline starb im Wochenbett.“

Indem er so sprach, rückte er sich die Mütze ins Gesicht, und wandte sich ab, als wolle er sie ordentlich setzen, in der That aber, um eine Thräne abzuwischen.

„Ich wollte, der Krieg wäre vorbei, ich wünsche den Frieden“ — sagte Karl — „ich bin seiner überdrüssig, ich muß Ruhe haben, ich werde alt und trübsinnig; wäre es nicht meiner Familie wegen, so hätte ich schon längst den Schlaf auf dem Schlachtfelde aufgesucht. Ich bin der Trommeln und Trompeten, des Kommandirens und der Drohungen des Todes und des Ruhmes satt. Es kostet zu viel. Unser alter Fritz ist verrückt, und wir büßen dafür — doch wer ist das?“

Was? — Friedrich? der Sohn meines Nachbarn Fromm? Guten Tag, Junge! was hat Dich denn unter die Soldaten getrieben?“

Die beiden Veteranen umarmten den jungen Neuling, drückten ihn warm an ihr Herz, und küßten ihn durch die rauhen Schnurrbärte erst auf die eine Wange, dann auf die andere und zuletzt auf die Lippen.

„Na, endlich haben sie mich bekommen,“ sagte Friedrich — „aber ich bin zufrieden damit. Ich war daheim unglücklich gewesen — und so ist es bei Allen der Fall glaube ich.“

„Wie so?“

„Mein Vater blieb in der Schlacht, meine Mutter starb vor Gram, meine Geliebte ist mit einem Windbeutel von Lieutenant davon-

*

gelaufen; aber ich bin sehr selbstsüchtig, daß ich von meinen Angelegenheiten rede, während Ihr wahrscheinlich lieber die Eurigen hören wollt."

„Nun, was hast Du Neues für uns? — etwa Briefe?"

„Ja, hier ist ein Brief an Adolph von seiner Tochter."

„Gieb her!"

„Und hier ist einer für Karl von — von —"

„Meiner Frau?" — fragte dieser.

„Nein, aber von Eurer Tochter."

„Meiner Tochter?"

„So ist's."

„Und warum schreibt meine — von meiner Tochter? und nichts von meiner Frau?"

„Nein!"

Der alte Soldat warf einen forschenden Blick auf den Trauerboten, und schleuderte den Brief zu Boden.

„Ich kann ihn nicht lesen."

„Bah! Bah! da, nehmt ihn wieder! Wir müssen ja Alle sterben" — sagte Friedrich.

„Also sie ist todt?"

„Ja, vor zwei Monaten."

„Wehe! weh mir!" — rief der alte Soldat, indem er sich auf einen Stein setzte, und das Gesicht mit den Händen bedeckte; — „das dachte ich mir, ich wußte es ja. Ich hatte die Ahnung, daß wir einander nie wieder sehen würden; ach, mein Weib! mein liebes, gutes, treues Weib!"

„Kommt, kommt," — sagte Friedrich — „nehmt Euch zusammen und les't den Brief."

„Ich kann nicht — ich bin es nicht im Stande — lies Du ihn. Ich vermag nichts zu sehen, die Thränen blenden meine Augen. Verflucht seien diese Kriege! Ich war ein glücklicher, wohlhabender Pächter, von einer Schaar glücklicher, froher Kinder umgeben, und mit dem besten Weibe vom Himmel gesegnet; durch diesen Krieg bin ich einsam und verlassen. Mein kleines Eigenthum fort, meine Zeit vergeudet, meine Felder brach, mein Haus in Schutt, mein Kind, dessen unschuldvolles Gesicht ich nie gesehen habe, ging aus der Welt, auf die es eben erst gekommen war, und mein Weib, die nichts als Elend erfahren hat, seitdem ich sie verlassen habe — todt, und ich konnte nicht um sie sein, ihre Thränen trocknen, ihren kalten Leichnam mit meinen Armen umschließen, ihn an meine Brust zu drücken. Tausend Millionen Flüche auf die Kriege! Lies den Brief!"

„So höre zu," — sagte Friedrich, indem er das Siegel erbrach:

„Mein vielgeliebter Vater!

Unsere theure Mutter ist todt. Sie litt sehr. Sieben Monate lang war sie krank. Sie hatte keinen Arzt, und oft weder Bett noch Nahrungsmittel. Sie hätte sich erholen können, wenn wir nur etwas Geld aufzutreiben vermocht hätten, aber das ging nicht. Sie liebte Dich stets und betete für Dich. Dein Name war ihr letztes Wort, sie bat, Du möchtest nach Hause kommen und für Deine Kinder sorgen. Sie liegt auf dem kleinen Kirchhof am Wasser. Es ist kein Leichenstein auf ihrem Grabe, aber wir werden die Stelle nie vergessen. Das Dorf ist ein Schutthaufen. Unsere Hütten haben sie wegen einer Schuldforderung genommen. Wir haben kein Obdach, aber Gott, der für die Raben sorgt, ist der Einzige, der sich unserer annehmen kann. O, geliebter Vater, wann wirst Du wiederkommen? Bruder Albert ist nicht ganz gesund, und die Schwester geht müßig. Lebe wohl! Deine Dich liebende Tochter

Louise."

Während dessen hatte Karl den an ihn gerichteten Brief gelesen; er war von seiner zweiten Tochter, und lautete also:

„Geliebter Vater!

Du mußt nach Hause kommen; ich weiß es nicht recht zu sagen, aber Marie ist nicht mehr so wie damals, als Du von uns gingst. Ein Herr hat ihr Heirathsanträge gemacht, aber die Leute sagen, er würde sie nie heirathen. Sie glaubt es aber, und liebt ihn; sie sagt, sie wolle mit ihm nach Amsterdam gehen. Wir befinden uns Alle wohl, sind aber sehr unglücklich, und sehnen uns nach Dir, heißgeliebter Vater. Deine getreue Tochter

Therese."

(Beschluß folgt)

Für Mädchen, die einen Mann wählen wollen.

Nimmt man einen Fidelen, so hat man sein Kreuz,
Kaum is er verheirath, so sagt er: mich reut's!
Und fliegt in's Kaffeehaus, auf's Land, auf'n Ball,
Und d'Frau läßt er sitzen, der holde Gemahl;
Thut reiten und fahren, sitzt fleißig beim Spiel,
Drum nur kein Fidelen, der fliegt mir zu viel!

Nimmt man einen Schwärmer, da hat man's erfragt,
Der kann Ein'n nicht küssen, wenn kein Nachtigall schlagt;
Anstatt daß er lebt nach der Frau ihren Will'n,
So sitzt er im Gras wo und fangt a Paar Grill'n,
Und thut dabei z'fließen vor lauter Gefühl,
Drum nur keinen Schwärmer, der seufzt mir zu viel!

Nimmt man einen Alten, das ist erst a Tour,
Der hustet und stöhnt Ein' den ganzen Tag vor;
Will er seine Frau seh'n, so braucht er a Glas
Und wenn man discrirt mit ihm, hört er nit was;
Kein Haar auf'm Kopf, und kein Zahn im Profil,
Drum nur keinen Alten, der hustet zu viel.

Drum hab'ns die Mädchen so schwer in der Welt,
Es ist mit den Mannsbildern meistens gefehlt,
Der Eine hat dies, und der And're hat das,
Ein Jeder was anders, ab'r Jeder hat was;
Drum giebt's nur ein Mittel, hat man sie auf'm Hals,
Man druckt halt ein Aug' zu, so sieht man nit all's!

Das Hausregiment.

(Fortsetzung.)

Man stand auf, weil das Frühstück verzehrt war und schluchzend nahm Caroline das Gedeck ab. In diesem Augenblick trat Daniel ein und wandte sich mit der Frage an Lambert: ob er das Korn, welches morgen zur nächsten Stadt gefahren werden sollte, jetzt schon dürfe aufladen lassen.

„Das versteht sich; es soll nicht morgen sondern heute schon zur Stadt gefahren werden, darum beeile Dich," erwiederte Lambert.

Jetzt erst sah Daniel, daß die Madam im Zimmer war, die er vorher nicht bemerkt hatte. Ganz erschrocken näherte er sich ihr, hielt aber zur Vorsicht die Hand über die Backe und fragte dann: „Ist das so recht Madam?"

„Nein, Dummkopf! das Korn bleibt ruhig bis zum Mittwoch liegen und wird dann erst nach der Stadt gefahren."

„Richtig, es kann bis zum Mittwoch liegen bleiben, Daniel," fiel Lambert hier ein; „allein Du kannst es heute schon einmessen, damit dann Alles bereit ist."

„Ist das so recht, Madam?" fragte Daniel wieder und erhielt zur Antwort:

„Am Dienstag Abend wird das Korn eingemessen und eher nicht, hörst Du? Jetzt geh' und bringe das Stroh aus der Scheune in den kleinen Stall hinein; spute Dich aber, daß Du damit fertig wirst."

Daniel lief eilig hinaus, denn die mindeste Zögerung hätte hier wieder sehr empfindlich für ihn werden können. Als nun auch Lambert nach Hut und Stock griff, um hinauszugehen, sah die junge Frau ihn ganz verwundert an und fragte: „Wohin willst Du denn jetzt gehen?"

„Nach dem kleinen Meierhofe, mein Kind,

um nachzusehen, ob die Arbeiter dort schon fertig sind," antwortete er.

„Das ist nicht nöthig, die Leute haben bis Mittag Beschäftigung vollauf und Du kannst Dich heute nicht aus dem Hause entfernen, weil die Wahl bald beginnt und wir dann jeden Augenblick Abgeordnete aus der Stadtverordneten-Versammlung zu erwarten hababen. Ich gehe jetzt mit Caroline auf mein Zimmer und Du wirst Dich damit beschäftigen, Deine Toilette etwas sorgfältiger zu machen. Wenn Du mit dem Anzuge so weit fertig bist, kommst Du zu mir hinein, damit ich Dir das Halstuch umbinden kann."

Ohne ein Wort zu erwiedern, legte Lambert Hut und Stock wieder fort und schickte sich an, den Befehl seiner Frau zu vollziehen, die nun von Caroline begleitet, auf ihr Zimmer ging. Dort angekommen, nahm sie gegen das betrübte Mädchen einen milderen, freundlicheren Ton an und suchte sie zu trösten.

„Sei ruhig, Caroline," begann sie; „es ist wahrlich zu Deinem eignen Glücke, wenn ich Dir Deine Bitte nicht erfülle."

„Aber liebe Tante," entgegnete Caroline mit Thränen in den Augen, „Christoph ist doch ein so guter und fleißiger Mann, der sein reichliches Auskommen hat und von Jedermann geachtet wird."

„Ist denn das Alles, was zum häuslichen Glücke gehört? Bedenkst Du nicht, Caroline, daß solche Leute ganz roh und ungeschliffen sind? daß sie nicht gehorchen, sondern befehlen wollen?"

„Es ist ja auch nicht meine Absicht, ihn zu beherrschen, liebe Tante; ich will ihm vielmehr eine gute, sorgsame Hausfrau sein, die Alles gern thut, was er wünscht."

„Nun, wahrhaftig, das wäre mir eine schöne Ehe!" sagte lachend die Tante. „Kind, wie kannst Du so einfältig sein? Glaubst Du dadurch Dein Glück zu begründen, wenn Du die folgsame Haushälterin eines Stellmachers wirst?"

Sie setzte nun in einer fließenden Rede dem armen bekümmerten Mädchen alle Rechte und Pflichten, die ihrer Ansicht nach eine gute Hausfrau habe, haarklein auseinander und überall leuchtete die nothwendige Bedingung hervor, daß sie dahin bestrebt sein müsse, ein unumschränktes Pantoffelregiment zu führen. Diese Ansicht konnte die sanfte und bescheidene Caroline natürlich nicht theilen; allein um die Tante nicht böse zu machen, war sie gezwungen, es wenigstens scheinbar zu thun, obgleich sie sonst jede Verstellung im Herzen verabscheute. Nachdem nun Madam Lambert ihre Toilette mit Carolinens Hülfe beendigt hatte, erhielt diese den Befehl, das Mittagessen zu bereiten und hatte sich kaum entfernt, als Christoph eintrat, um Bericht abzustatten.

Mit einem etwas ängstlichen Gefühl zwischen Furcht und Hoffnung, ging Madam Lambert ihm entgegen und fragte: „Nun, wie stehen die Sachen, lieber Christoph!"

„Verdammt schlecht, Madam! aus der Geschichte wird wahrscheinlich nichts werden. Ich habe Alles hervorgesucht, was sich zum Lobe des Herrn Lambert nur irgend anbringen ließ; aber was hilft's? sie wollen ihn durchaus nicht."

„Und warum denn nicht? Ist Lambert nicht ein sehr braver Mann?"

„Das wohl, aber ...."

„Nun? Was hat man gegen ihn einzuwenden?"

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, Madam, so will ich frei heraus sagen,

was man mir entgegen setzte; denn Sie müssen es doch ein Mal erfahren: Herr Lambert wird allgemein verspottet, weil er sich wie ein Pappstoffel von seiner Frau regieren läßt, und wie ich mit meinem Vorschlag herauskam, lachte mir Alles ins Gesicht."

„Aber mein Gott! wem geht das etwas an, wenn es sein Wille ist, sich von mir führen zu lassen?"

„Ei, Madam, daß nehmen Sie mir nicht übel, zwischen führen und führen ist ein verdammter Unterschied! Mag die Frau immerhin durch Liebe und Sanftmuth ihren Mann nach vernünftigen Grundsätzen leiten; aber sie muß ihn nur nicht herrisch und verächtlich behandeln, sonst giebt sie ihn allerdings dem öffentlichen Gespötte preis. Es war mir wahrhaftig nicht gleichgiltig, als der dicke Klemptner Blechmann aufschrie: Eine herrliche Autorität! Ein Bürgermeister, auf den Jedermann mit Fingern zeigt und der in seinem eignen Hause sich keinen Gehorsam verschaffen kann! dann rief ein anderer wieder: Da will die Frau wohl das Amt verwalten und uns solche Nasen drehen, wie ihrem Ehemann? und endlich mußte ich sogar sehen, wie der heimtückische Postmeister sich so recht schadenfroh geberdete, indem er höhnisch lachend sich die Hände rieb, daß mir das Herz darüber hätte brechen mögen. — Es ist freilich wahr, Madam, die Leute haben so ganz unrecht nicht; Herr Lambert ist zwar ein sehr braver Mann, der als Landwirth allgemeine Achtung verdient; aber Sie haben ihn jetzt so schwach und willenlos gemacht, daß er diese Achtung verloren hat. Nehmen Sie mir meine Freimüthigkeit nicht übel, Madam; es thut mir leid, daß ich Ihnen das Alles sagen muß; allein ich liebe und achte Sie Alle zu sehr, als daß mir so etwas gleichgiltig sein könnte."

Madam Lambert war tief ergriffen von diesem Vorwurf des biedern Christoph, weil sie die Wahrheit seiner Behauptung und ihr eignes Unrecht in diesem Augenblick recht lebhaft fühlte. Ohne ihm darüber böse zu sein, gestand sie es vielmehr freimüthig ein, daß sie zu weit gegangen sei und dankte ihm mit einem herzlichen Händedruck für seine redliche Gesinnung. Sie versprach, ihr Unrecht wieder gut zu machen und unabläßig dahin bemüht zu sein, daß die Ehre ihres Mannes wieder hergestellt werde. Christoph wurde bewegt und versicherte, daß er von seiner Seite nun auch Alles aufbieten wolle, die öffentliche Meinung von Herrn Lambert zu bekämpfen und sie für eine hämische Verläumdung zu erklären. Man verabredete, daß er versuchen solle, einige der Stadtverordneten hierher zu führen, um sie dann von der Wahrheit seiner Behauptung, daß Lambert Herr im Hause sei und das Herz auf dem rechten Fleck habe, zu überzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein neuer Zahnarzt.

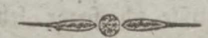
In Ap... lebte noch vor wenigen Jahren ein Huffschmied, der wegen seiner Derbheit und Originalität in der ganzen Gegend bekannt war. Seinen Ruf aber gründete er durch folgende glückliche Operation: Einst kam ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe zu ihm, um Eisenwaaren fertigen zu lassen. Da derselbe nebenbei über heftige Zahnschmerzen klagte, die ihn schon seit einigen Tagen gepeinigt hatten, so forschte der Schmied nach der Stellung des in dem Oberkiefer nicht ganz fest stehenden schmerzhaften Zahnes und erklärte, er wolle ihn durch schnelles Herausziehen des Zahnes bald von der Plage erlösen. Der

Bauer willigt ein. Hierauf umschlingt der Schmied den Zahn mit einem festen Faden, bindet letztern am Ambose fest, und ergreift mit martialischer Miene seine große Zange. Beim Anblick dieses Instruments wird es dem Bauer etwas ängstlich zu Muthe, und mit mißtrauischen Blicken folgt er den Bewegungen des Schmieds. Dieser nimmt mit der Zange ein großes Stück glühendes Eisen aus dem Feuer, dreht sich schnell nach dem Patienten um, und will so eben demselben mit dem glühenden Zahnstocher in den Mund fahren, als der zum Tode erschrockene Bauer mit einem Schrei des Entsetzens zurückspringt, und der Operateur das Eisen — ruhig und lächelnd niederlegt, denn der an den Ambos gebundene Zahn war durch den Sprung des Bauers schnell und glücklich herausgezogen.

Eine Dame in Paris besaß eine sehr schöne Cyperkatze, die sie sehr lieb hatte, die aber zugleich ein sehr gefährlicher Feind für die im Hause zahlreich wohnenden Mäuse war. Ihre Nachbarin will der Dame einen Possen spielen und beredet den Mann, die Katze todt zu schießen. Dieser ist gegen seine Gemahlin gefällig, und das gute Thier fällt als Opfer. Kurze Zeit nachher erhält die boshafte und kokette Madame D.... eine große Kiste zugeschickt, worüber sie sich nicht wenig freut, denn sie glaubt nichts Anderes, als daß einer ihrer Verehrer ihr ein Geschenk mit schönen Roben Shawls u. s. w. machen wolle. Sogleich läßt sie die Kiste öffnen und erschrickt nicht wenig, als einige tausend Mäuse herausspringen und sich im Hause heimathlich niederlassen. Die ehemalige Besitzerin der Katze hatte sie auffangen lassen. Am Boden der Kiste befand sich ein Billet mit den lakonischen Worten: „Madame, Ihr Herr Gemahl hat meine Katze todtgeschossen, ich sende Ihnen hiermit die Mäuse."

In einer Provinzialstadt, bei einer Landesfeier, an welcher auch die Bürgergarde Theil nehmen sollte, entschuldigte sich ein Bürgergardist mit folgenden brieflichen Zeilen: „Da ich heut Nothgedrungen bin zu Schlachten und Würste zu machen nöth habe, um mein Geschäft dadurch keinen Schatten läuten zu lassen, indem ich keinen Knecht habe, und das ganze auf mir beruht, so kann ich das Feuer der Bürgerkarte nicht mit machen, weshalb ich um Entschuldigung bitte."

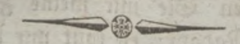
(Merkwürdige Geburt.) Zu Koryta, Kreis Krotoschin, gebar am 4. August die Ehefrau des Komorinks Felix Michalak 4 Kinder, einen Knaben und 3 Mädchen, der Knabe starb am Tage der Geburt, die 3 Mädchen sind noch am Leben.



Auflösung der Räthsels im vorigen Blatte:
„Rettig — Gitter."

Buchstabenräthsel.

Im Orient bin ich zu Haus,
Doch streicht man mir ein Zeichen aus,
So ist dahin die Lebensfreud',
Und Deiner harret großes Leid.



☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.